Zeitschrift: Schweizer Archiv für Tierheilkunde SAT : die Fachzeitschrift für Tierärztinnen und Tierärzte = Archives Suisses de Médecine Vétérinaire ASMV : la revue professionnelle des vétérinaires

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Tierärztinnen und Tierärzte

Band: 57 (1915)

Heft: 8

Artikel: Philippine

Autor: Pauli, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-589364

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Philippine. *)

Humoreske von Karl Pauli.

„Stststtrzt!“ — „Stststtrzt!“ — Beide Herren waren, den Hut höflich ziehend, sich freundlich zulächelnd, und das obenstehende Rätselwort ausstossend, aneinander vorübergegangen.

Ich blickte verwundert auf, da aber mein Freund, an dessen Seite ich ging, ruhig blieb und keine Lust zu haben schien, eine Erklärung abzugeben, so ging ich meinerseits vor und fragte rundweg, was das zu bedeuten habe, und ob die eben gehörte Begrüssung in einer lebenden, toten oder vielleicht scheintoten Sprache erfolgt sei.

„Wieso lebende, tote, scheintote Sprache?“ erwiderte mein Freund, „was du gehört hast, war gutes, klares Deutsch!“

„Deutsch? — möglich! — gut? — ausgeschlossen! — klar, niemals!“

„Sagst du —? Aber das Gegenteil wird deinem, von Konsonanten umnebelten Gehirn gleich klar werden, wenn ich dir sage, dass dieses Rätselwort, wie du es nennst, kein eigentliches Wort ist, sondern der Gruss einer Vereinigung, und zwar: des Stammtisches straffreier, steuerzahlender Tierärzte.“

Mein Begriffsvermögen schwindelte an den Riesendimensionen seiner Behauptung in die Höhe.

Er mochte durch mein Aussehen auf das Vacuum unter meiner Schädeldecke schliessen, denn er sagte in einem Tone, der keinen Zweifel daran liess, dass er glaubte, es mit einem Minderbefähigten zu tun zu haben:

„Verstehst du nicht? St — Stammtisch, St — straffrei, St — steuerzahlend, Trzt, das ist alles. Der Ausdruck ist an dem Stammtisch obligatorisch, man sagt da nicht: Guten Tag, Adieu, Prost, Zum Wohle, sondern Stststtrzt; man ruft nicht Hoch oder Hurra, nicht Eljen, Zivio, Evviva, sondern einfach und immer Stststtrzt. Verstehst du?“

„Verstehender Verstand versteht zu verstehen!“ antwortete ich, da Alliteration bekanntlich ansteckend wirkt, warf mich aber gleich darauf mit einem geistigen Ruck in die Prosa zurück und fragte mokant: „Und was wolltest du in dem Verein abgabenfreier, unbestrafter Veterinärärzte?“

Mein Freund hob jammernd die Hände empor, dann rief er, zu mir gewendet, in weithin vernehmlichen Tönen:

„Stammtisch straffreier, steuerzahlender Tierärzte! Präge deinem Sperlingsgehirn lieber erst diese einfache Bezeichnung ein, ehe du versuchst, ironisch zu werden, und vernimm zugleich, dass hier Ironie gar nicht am Platze ist, denn es war der Ausfluss freundschaftlichster Dankbarkeit, was mich in diesen Kreis führte.“

---

*) Der Abdruck geschieht mit Erlaubnis der Redaktion der „Deutschen Illustrierten Zeitung“.

II

„Hm, du hast dich dort behandeln lassen, ich bemerkte gleich bei dir eine Anlage zur Wasserscheu!“

„Von der will ich mich erst kurieren lassen, wenn sich bei dir Anzeichen der Bierscheu einstellen. Nein, ich war Tauscher verpflichtet, und dem lag daran, dass ich dem damals noch sehr schwachen Tisch beitrat — na, ich habe es dir doch damals erzählt!“

„Mir? Ich weiss von nichts!“

„Ich habe dir nichts von Philippine erzählt?“

„Nein, nur von Gertrud!“

„Gertrud ist doch meine Frau!“

„Na, und Philippine ist doch auch eine Frau!“

„Nein!“

„Vielleicht die eines anderen!“ fuhr ich fort, ohne auf das, was er sagte, zu hören.

„Nein!“ schrie er, „es ist keine Frau, es ist ein Goldfisch!“

„Goldfisch? Du solltest lieber einem Stammtisch steuerhinterziehender, strafversicherter Irrenärzte beitreten!“

Er achtete nicht auf meine Worte, sondern fuhr, den Faden seiner Gedanken weiterspinnend, fort: „Wirklich, ich habe dir nichts von Philippine erzählt, ach, das ist sehr lehrreich, das musst du hören! Du weisst, dass ich eine Frau habe, und dass diese Frau Gertrud heisst. Diese Frau hat nun wieder eine Tante, die heisst Malchen, und diese Tante hat einen Goldfisch, der heisst Philippine. Das alles wäre ganz gleichgültig und würde nie der Erwähnung wert gewesen sein, wenn diese Tante nicht eine Erbtante gewesen wäre. Tante Malchen war eine alte Dame, die auch einmal jung gewesen war; leider hatte sie ihre Jugend dazu benutzt, Witwe zu werden, und aus diesem Umstand hatte sie sich einige Schrullen angewöhnt, die bei ihrem ziemlich lebhaften Temperament nicht ganz ungefährlich waren. Aus diesem Grunde hatten sich fast alle Verwandten und Bekannten von ihr zurückgezogen, und nur die Familie meiner Frau, die damals meine Braut war, verkehrte mit ihr. Es geschah das weniger aus Rücksicht für die Tante, als in Hoffnung auf die spätere Erbschaft, denn die Tante hatte nicht unbeträchtliche Batzen. Da ich fast schon mit zur Familie gehörte, schlich ich natürlich, so weit es in meinen schwachen Kräften stand, ebenfalls Erb'.

Das erste, was ich bei Tante Malchen bewundern musste, war besagter Goldfisch, Philippine genannt. Ein schreckliches Tier, dumm, idiotisch, fast gar nicht golden, mit teilweise schon ergrauten Schuppen, krummen Flossen, — langweilig, albern, stumpfsinnig, kurz ein Pamphlet auf sämtliche Goldfische des Erdballs. Natürlich war er, wahrscheinlich deshalb eben, für die Tante der Inbegriff aller irdischen Tugenden, aller fischigen Vollkommenheit. Er wurde gehegt wie kein zweiter Goldfisch auf der Erde, hatte alles, was sein Herz begehrte, wohnte in einem prächtigen Hause mit allem Golfdischkomfort eingerichtet — einem Glaspalast — gross, weit, viereckig, es fehlten nur Erker und Giebel. Und wie wurde er verwöhnt, die Tante fand alles an ihm schön, gross, erhaben, einzig, phänomenal, unerreichbar. Sie hatte sich eine besondere Auslegung für

seine stupiden Vornehmungen ausgedacht. Tauchte er unter, so sagte sie: er medidiert; kam er in die Höhe, so strebte er empor; stand er an dem Rand des Glases, so wollte er ihr nahe sein; schwamm er auf die andere Seite, so wollte er sie aus der Ferne betrachten; bewegte er die Vorderflossen, so hiess es, er macht Männchen; und sperrte er den Schnabel, pardon die Schnute, auf, so behauptete sie, er sänge stumm. Man konnte schon die Geduld verlieren, wenn man so stundenlang den Unsinn anhören musste, aber man durfte sich natürlich nichts merken lassen! Um Gottes willen, sie hätte meine Frau sofort von der Erbschaft ausgeschlossen oder meine Heirat hintertrieben. O, es ist ein gefährliches Geschöpf!"

„Die Tante oder der Goldfisch?" warf ich dazwischen.

„Beide," antwortete er kurz und fuhr dann fort: „Aus diesem Grunde war ich natürlich gezwungen, zu tun, als ob ich ein riesiges Interesse für die Bestie hätte, und gab mir auch wirklich Mühe, es zu bekommen; aber alle Bemühungen scheiterten an dem Kultus, den die Tante mit dem Vieh trieb. Stundenlang zwang sie mich und meine Braut, vor dem viereckigen Bassin zu stehen, und den stumpfsinnigen Bewegungen des idiotischen Kaltblütlers zu folgen, der entweder wie ein wahnsinnig gewordener Rechenstiel im Kreise herumschwamm, oder wie ein blödsinniger Regenwurm, ohne sich zu rühren, in einer Ecke stand.

In einem solchen Moment war es, wo ich, um die Unterhaltung ein wenig zu beleben und der guten Philippine eine kleine Überraschung zu bereiten, ihr gerade vor der Nase, natürlich ausserhalb des Bassins, ein Feuerrad, einen jener Salonfeuerwerkskörper anzündete.

Jeder vernünftige Fisch hätte gewusst, dass solche Feuerwerkskörper selbst auf dem Trocknen nicht zünden, wieviel weniger im Wasser; anders Philippine, erst starrt sie wie blöd auf das feurige Rad, dann aber fährt sie zurück, als ob sie von der Tarantel gebissen worden, springt hoch über das Wasser hinaus in die Höhe, taucht dann unter, springt und spritzt das Wasser in der Stube herum, kurz, macht einen Krach, dass die Wände zittern.

Schrecklich! — Aber was noch schrecklicher war, war Tante Malchen. Mit fliegenden Haubenbändern kam sie angezetert: „Elf Jahr, elf Jahr habe ich meine teure Philippine, und da kommt der, der Barbar, der Kannibale, und quält mein armes, teures Geschöpf und martert es!" Sie stiess mich vom Bassin weg und umirrte händeringend die gläserne Behausung ihrer Philippine.

Der Fisch, nachdem er sich ausgetobt, wurde jetzt merkwürdig still; er stand ganz ruhig in einer Ecke und zitterte lebhaft mit der linken Vorderflosse. Das schien für Tante Malchen ein böses Vorzeichen. Sie sah einen Augenblick starr auf ihren Liebling und schrie dann gell auf: „Er stirbt! er stirbt! Mörder! Mörder!"

Und in der Tat, sie schien recht zu haben, das Zittern verbreitete sich plötzlich über den ganzen Körper, dann drehte sich Philippine einige Male um sich selbst, zuckte zwei-, dreimal und legte sich auf die Seite.

„Einen Arzt! einen Arzt!" schrie die Tante, und als ich forteilen

wollte, fuhr sie fort: „Nicht holen, hinbringen, er stirbt sonst, ehe der Arzt kommt!“

Also hinbringen! Ich nahm ein Wasserglas und ergriff das kleine Netz, das neben dem Bassin hing und mit welchem die Tante Philippine zuweilen aus dem Wasser hob, wenn das Bassin gereinigt werden sollte. Auch das war nicht recht.

„Im Bassin!“ rief die Tante, „wollen Sie das arme Geschöpf gänzlich töten? Im Bassin werden Sie ihn zum Arzt hinbringen!“ Sie stand gross da, mit einer pathetischen Gebärde nach der Tür zeigend.

Im Bassin? Donnerwetter, das Ding war mindestens einen Meter lang und dreiviertel Meter breit und zu fünf Sechstel mit Wasser gefüllt; leicht war das nicht, aber der Tante Augenrollen liessen mich fügsam sein. — Noch wackelte der Goldfisch mitunter mit den Flossen, noch lag er erst auf der Seite, nicht auf dem Rücken; ich musste wirklich alles tun, ihn am Leben zu erhalten. Starb er, so war ich an seinem Tode schuld, wenigstens in den Augen der Tante, und dann adieu Verlobung und Heirat.

Mit Todesverachtung lade ich mir das Bassin auf. Es geht! hinunter, etwa fünf Liter Wasser gehen auf der Treppe verloren. Beim Besteigen der Droschke schluckert ein grosser Schwapp der Tante auf den Rücken. Sie stieg unvorsichtigerweise vor mir ein. Endlich sassen wir, nicht ohne dass von neuem ein Schluck Wasser mir in den Westenausschnitt, der Tante auf die Knie gegangen wäre.

Philippine lag jetzt auf der rechten Seite auf der Oberfläche. Die Droschke stuckerte fürchterlich, und bei jedem Stoss floss ein Teil von dem Inhalt des Bassins mir über die Brust oder der Tante auf die Knie.

Philippine schwamm jetzt auf dem Rücken, aber es gelang mir, wenn die Tante nicht hinsah, ihr dann und wann einen Stoss zu versetzen, dass sie unter Wasser kam und einige Male auf- und abtauchte. Das hielt die Tante dann für ein gutes Zeichen ihrer Lebenskraft.

Endlich langten wir bei Taucher an. Ich kannte ihn damals schon. Als er mich mit dem Bassin kommen sieht, stutzt er und kneift ein Auge zu; ich nicke, ich glaube, er hatte begriffen.

Die Tante fällt mit einer Sintflut von Klagen über ihn her, die alle nur auf das eine hinauslaufen, Philippine zu retten. „Elf Jahre! Elf Jahre habe ich das treue Geschöpf, wie ein Kind hängt es an mir! O dieser Barbier!“ Damit meinte sie nicht allein mich, sondern sie verwechselte auch augenscheinlich Barbier mit Barbar.

Dr. Tauscher nahm die Sache sehr ernst. Nachdem er etwa elfmal sehr vernehmlich hm, hm gesagt, holte er ein grosses Fernrohr, zog es lang aus, liess eine Leiter bringen, stieg hinauf, steckte das dicke Ende des Fernrohrs in das Bassin, welches auf dem Tische stand, und verharrte so eine ganze Weile. Dann stieg er herab, nahm ein Hörrohr, hielt es an das Bassin und hörte eine Weile aufmerksam hinein.

Mit gefalteten Händen, wortlos, was ihr sichtlich sehr schwer fiel, hatte Tante Malchen der Untersuchung zugesehen, jetzt richtete sie ihre

Pupillen, in denen das Leiden aller Fische des Weltmeeres zu lesen waren, auf den Wissenschaftler.

„Herr D—o—k, Herr Dokt—," stotterte sie.

Doktor Tauscher tat einen tiefen Seufzer, bewegte den Kopf ein paarmal hin und her und sagte dann:

„Der Fall ist nicht unbedenklich, das Tier ist überfüttert, und nur eine heftige Gemütsbewegung hat es gerettet!"

Ich warf der Tante einen triumphierenden Blick zu, während sie beschämt die Augen senkte.

„Das Tierchen, eines der schönsten seiner Rasse," fuhr Doktor Tauscher fort, „muss, wenn es gerettet werden soll, misspikiletisch akrophoristisch behandelt werden, ich muss das Tier ein paar Tage hier behalten. Aber seien Sie ruhig, ich hoffe bestimmt, ihn durchzubringen."

Voll freudiger Hoffnung schieden wir beide.

Und sie sollte nicht getäuscht werden, diese Hoffnung. Als ich das nächste Mal zu Tante Malchen kam, war Philippine schon wieder gesund, und tummelte sich lustig in dem grossen Bassin. Sie hatte sich wirklich sehr erholt, sah nicht mehr so alt und dick und grämlich aus, sondern schlank, munter und vergnügt.

Tante Malchen war glücklich. „Hat sich das Tier gefreut, als es mich wiedersah! Ein Mensch kann nicht so viel Zärtlichkeit in den Augen haben! Der gute Doktor hat gesagt, dass ich sie nun wieder noch elf Jahre haben könnte."

Ein Schütteln des Entsetzens durchrieselte bei diesen Worten die Gestalt meines Freundes, wahrscheinlich dachte er daran, dass sich dieser Wunsch erfüllen könnte. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, sagte ich:

„Das ist doch ganz unmöglich, ein Golfdisch kann doch keine zweiundzwanzig Jahre alt werden! Wie hat denn der Tierarzt es überhaupt fertig gebracht, das Tier in den Jahren noch einmal zu kurieren?"

„Das ist es ja eben," rief mein Freund, „das ist ja eben das Kunststück — gar nicht kuriert hat er ihn, weil er schon tot war, als ich ihn brachte. Er hat ihn einfach in den Mülleimer geworfen und für eine Mark fünfzig einen neuen gekauft."